ALV-Schriftenreihe Band 3

Willi Henkel

Entstehung und Entwicklung der Religion

Seelen- und Geisterglaube

Angelika Lenz Verlag

ALV-Schriftenreihe Band 3

Willi Henkel

Entstehung und Entwicklung der Religion

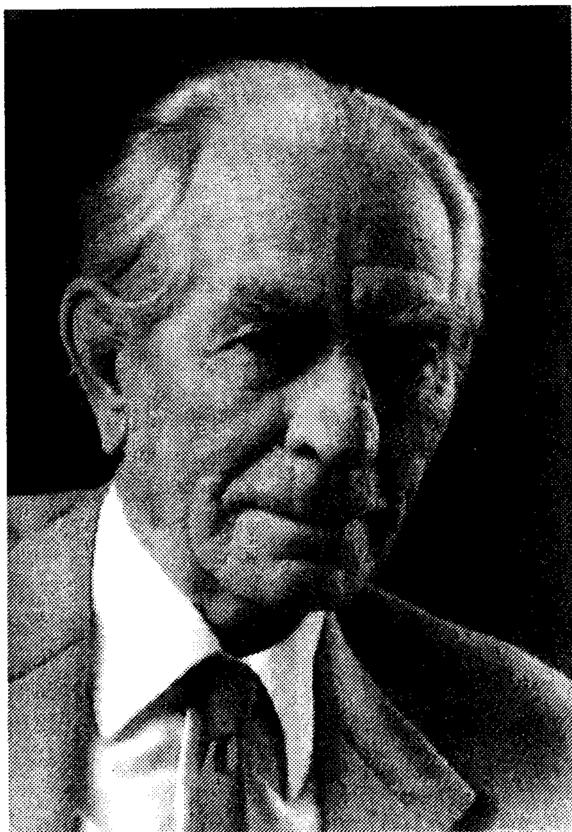
Seelen- und Geisterglaube

Angelika Lenz Verlag

Band 3 der ALV-Schriftenreihe
1. Auflage 1993
Angelika Lenz Verlag
Fasanenweg 8
31535 Neustadt

ISBN 3-9802799-2-8

Inhaltsverzeichnis



Vorwort

Der Autor der vorliegenden Broschüre, Willi Henkel, war ein unermüdlicher Kämpfer für Geistesfreiheit und Humanismus. Im Sommer 1988 starb der Ehrenvorsitzende der Freigeistigen Aktion/Deutscher Monistenbund im Alter von 91 Jahren.

Mit dem festen Willen, nie wieder Waffen zu tragen und nun eine bessere und freiere Welt mit aufzubauen, kam Willi Henkel als Junglehrer und ehemaliger Schüler Gustav Wynekens aus dem Ersten Weltkrieg heim nach Hannover. Seine erste Stelle als Lehrer trat er gleich danach in Birkum bei Bremen an. Er wirkte ähnlich wie Gustav Wyneken. Auch er brachte seinen Schülern die natürliche Entstehung der Erde und die natürliche Entwicklung der Menschheit nahe. Das hatte zur Folge, daß die preußische Behörde gegen ihn ein Amtszuchtverfahren anstrengte, weil - laut Anklage - dies im Gegen-

satz zu der im Religionsunterricht gelehrten biblischen Geschichte stand.

Im Jahre 1922 wurde in Hannover die erste Weltliche Schule gegründet. 1927 kam auch Willi Henkel an eine Weltliche Schule nach Hannover. Bis zum Schuljahr 1931/32 gab es sechs davon. Außerdem galten bestimmte Klassen an anderen Schulen als Außenstellen der Weltlichen Schulen. Der Schulabschluß endete zu dieser Zeit meistens mit einer Jugendweihe, die die Freireligiöse Gemeinde durchführte. 1932 hatte man Willi Henkel die Inszenierung einer Jugendweihe übertragen. In seiner Ansprache wies er auf die drohende Gefahr hin, die die Nazis darstellten. Es wurde die letzte große öffentliche Jugendweihe vor der Machtübernahme der NSDAP (1933).

Die Beliebtheit Willi Henkels bei der Schuljugend veranlaßte die SPD-Führung, ihn mit dem Aufbau ihrer Jugendorganisation "Die roten Falken" für Hannover, Stadt und Land, zu betrauen. Sein Erfolg blieb nicht aus.

Die NSDAP, kaum an die Macht gekommen, löste sofort die Weltlichen Schulen auf. Die Kinder wurden auf andere Schulen verteilt und hatten dort oft einen schweren Stand. Ein Teil der Lehrer wurde versetzt und blieb im Schuldienst. Die anderen wurden aus dem Schuldienst entlassen und teilweise verfolgt. Zu ihnen gehörte Willi Henkel. Er wurde des Hochverrats bezichtigt und verschwand aus dem Gesichtsfeld der neuen Machthaber. Er ging in die sogenannte "innere Emigration". Dank der Hilfe des hannoverschen Unternehmers Laves, der große Zivilcourage besaß und ein Herz für bedrängte Pädagogen hatte, konnte er in Leipzig und später in Dresden unterkommen. Im Februar 1945 überlebte Willi Henkel die Bombenkatastrophe von Dresden mittellos. Danach zog er in den südwestdeutschen Raum und erlebte dort das Ende der NS-Zeit. Er arbeitete als Redakteur beim Südwestfunk und kehrte Anfang 1946 in seine Heimatstadt Hannover zurück.

Die Vertreter der englischen Besatzungsmacht taten sich schwer mit der Zulassung kulturpolitischer Organisationen wie dem Deutschen Monistenbund. Da es in München bei den Amerikanern keine Schwierigkeiten gab, schlossen sich die hannoverschen Monisten, zu denen auch Willi Henkel gehörte, zunächst dort an. Schon bald gründete er zusammen mit Prof. G. v. Frankenberg, Prof. R. Genschel, Albert Heuer, Karl Schrader und anderen in Hannover einen Ortsverein. 1963 übernahm Willi Henkel das Amt des Bundesvorsitzenden und blieb es, bis er 1987 aus Altersgründen zurücktrat und zum Ehrenvorsitzenden gewählt wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Willi Henkel wieder in den Staatsdienst eingetreten und wurde für das "Jugendhilfswerk" eingesetzt. Stets versuchte der Oberregierungsrat, das Interesse für eine strikte Trennung von Staat und Kirche zu fördern und auch Weltliche Schulen bundesweit einzuführen.

Doch gleichzeitig versuchten die Kirchen, die Volksschulen als Bekenntnisschulen zu etablieren. Der Kompromiß war die Gemeinschaftsschule.

Außer Willi Henkel hatten auch andere monistische, freidenkerische und freireligiöse Menschen nicht nur ein Interesse daran, ihre Kinder durch Abmeldung vom Religionsunterricht der christlichen Indoktrination zu entziehen, sondern sie legten auch Wert darauf, daß ihre Kinder in Religionskunde unterrichtet wurden. In den hannoverschen Schulen erhielten immer mehr Kinder religionskundlichen Unterricht. Mehr als 50 ausgebildete Lehrer standen für dieses Fach zur Verfügung. Auf Initiative Willi Henkels entstand die "Gesellschaft zur Förderung des religionskundlichen Unterrichts", die 1956 ins Vereinsregister eingetragen wurde. Willi Henkel war ihr Geschäftsführer. Etwas später übernahm er den Vorsitz, den er bis 1987 innehatte.

Nachdem sein Anliegen, die Weltlichen Schulen wieder zu etablieren, vorerst nicht realisierbar war, konzentrierte er sich auf die Förderung des religionskundlichen Unterrichts, um wenigstens diesen Fortschritt aus der Zeit der Weimarer Republik zu erhalten. Denn: "Der religionskundliche Unterricht ist ein wissenschaftlicher Unterricht mit dem Ziel, die Schüler zur Kenntnis und zum Verständnis der Religionen der Menschheit, ihrer Entstehung und Entwicklung, ihrer Glaubenslehren und Kulte, ihrer Organisation und ihrer Auswirkungen auf den einzelnen und die Gemeinschaft zu befähigen."

Aus Willi Henkels Einsatz ergab sich ein Kampf um Verfassungsgerechtigkeit, der immer wieder erforderlich war, wenn etwas am Schulgesetz geändert werden sollte. Dieser Kampf ist bis heute noch nicht beendet. Noch immer müssen Menschen Willi Henkels Beharrungsvermögen aufbringen können, um der Kirchenlobby in den Landtagen Paroli zu bieten.

Willi Henkel war auch einige Jahre Vorsitzender der "Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Lehrer" (ASL). 1962 gehörten er und seine Frau, Dr. Lore Henkel, zur Gründungsgruppe "Freundeskreis Zentral- und Ostafrika e.V.". Man initiierte zahlreiche Ausbildungsprogramme für junge Afrikaner (Krankenwesen, Wasserversorgung u.a.) und baute eine Schule in Malawi.

Aus seinem Interesse für die Erziehung junger Menschen in einem weltlichen Sinne und seinem Engagement für den religionskundlichen Unterricht heraus entwickelte Willi Henkel die vorliegende Broschüre. Sie war als erster Teil einer Trilogie gedacht, die als Lehrmaterial für den religionskundlichen Unterricht eingesetzt werden sollte. Unter dem Oberbegriff "Entstehung und Entwicklung der Religion" war "Seelen- und Geisterglaube" als erster Teil geplant. Die beiden Fortsetzungen "Vielgötterei (Polytheismus)" und "Eingottglaube (Monotheismus)" konnte Willi Henkel bis zu seinem Tode nicht mehr fertigstellen.

Entstehung und Entwicklung der Religion

Seelen- und Geisterglaube von den Uranfängen an, einschließlich des Seelen-, Geister- und Ahnenkultes

Einführung

Wann und wo zum ersten Male Religion entstanden ist, bei welchen Menschen und auf welchem Erdteil, das wissen wir nicht und werden wir vermutlich auch nicht erfahren. Ob der Neandertaler bereits Religion hatte, ist eine offene Frage, die wahrscheinlich unbeantwortet bleiben wird.

Mit Sicherheit aber wissen wir, daß alle Völker, Menschenstämme oder Menschenhorden, von denen wir jemals geschichtliche Kunde erlangt haben - mag sie nun, wie bezüglich der alten Ägypter, um 5000 Jahre zurückreichen oder erst aus dem letzten Jahrhundert stammen -, Religion hatten, die einen (wie Eskimos oder die Ureinwohner Australiens) in einfachen, ja primitiven Formen, die anderen mit hochentwickelten, ja komplizierten Gedankensystemen, Ritualen und Kulturen.

Und wir können gewiß sein, daß - wenn eines Tages ein bisher noch unbekannter Menschenstamm entdeckt werden sollte - diese Menschen nicht ohne Religion sein werden. Die ersten Anfänge der Religion liegen also in vorgeschichtlicher Zeit; eine auch nur annähernd zuverlässige Datierung aber ist unmöglich. Auch die Archäologie vermag uns da nicht weiter zu helfen; dann wenn z. B. aufgefundene Grabbeigaben (Waffen, Schmuck, Nahrungsreste usw.) beweisen, daß die Menschen, die hier ihre Toten bestatteten, Religion hatten, so kann die Zeit ihrer Entstehung schon um Jahrtausende zurückliegen. Gleichwohl bleibt die Archäologie für die wissenschaftliche Religionserforschung eine höchst ergiebige Erkenntnisquelle.

Die Feststellung, daß Religion in einer Zeit entstanden ist, die wir mit dem problematischen Ausdruck "vorgeschichtlich" ("prähistorisch") bezeichnen, ist für die Untersuchung, wie Religion entstanden ist, von großer Wichtigkeit. Die Menschen jener weit zurückliegenden Zeiten dachten und empfanden nicht wie wir heute, ihr Wissen und Denken war beschränkt, auf das zeitlich und örtlich Naheliegende gerichtet, von wissenschaftlicher Erkenntnis im heutigen Sinne weit entfernt. Das besagt nicht, daß sie stumpf wie die Tiere gelebt und keinerlei Wißbegierde gehabt hätten oder des logischen Denkens unfähig gewesen wären. Aber die Summe ihrer Erfahrungen, die sie in ihrem Bewußtsein zu verarbeiten hatten, war durch die Enge oder Abgeschlossen-

heit ihrer Lebensräume und die Kargheit ihrer Lebensverhältnisse eingegrenzt und konnte nur langsam erweitert werden.

Anders als aus dem menschlichen Bewußtsein, aus den auf Erfahrungen beruhenden Gedanken- und Schlußfolgerungen konnte keine Religion entstehen. Wenn wir wissen und verstehen wollen, wie Religion entstanden ist, müssen wir uns also eine zutreffende Vorstellung vom Bewußtseinsinhalt der Vorzeit und dem Gefühlsleben jener Menschen machen und strikt vermeiden, unsere moderne Betrachtungsweise, unsere Gedankenwelt, unsere Spekulationen, unsere Begriffe und unser Moralempfinden in die Urzeit zurückzuprojizieren. Leider haben wir nun nicht die Möglichkeit, die Geistes- und Gemütsverfassung jener längst vergangenen Geschlechter unmittelbar zu studieren; was uns an schriftlichen oder archäologischen Zeugnissen zugänglich ist, stammt aus viel späteren Zeiten und betrifft nicht die ersten Anfänge der Religion. Immerhin aber gestatten diese Zeugnisse, Rückschlüsse auf die ihnen vorausgegangene Vergangenheit zu ziehen. Und glücklicherweise haben wir durch die Völkerkunde, Reise- und Missionarsberichte weitreichende und hinlänglich genaue und zuverlässige Kenntnis von Völkerschaften und Stämmen gewonnen, die bezüglich ihrer gesellschaftlichen Organisation, ihrer Lebens-, Wirtschafts- und Ernährungsweise, ihrer Vorstellungswelt, ihrer Sitten und Gebräuche den urtümlichen Verhältnissen noch sehr nahe stehen.

Wenn nun aber der Mensch zwar nicht das Produkt seiner Umwelt, ganz sicher aber in allem, was er denkt, fühlt und tut, von der Umwelt in starkem Maße geprägt ist, so kann nicht bezweifelt werden, daß auch die Religion dieser dem Urzustande noch nahestehenden Menschen den Anfängen der Religion sehr nahe kommt. Betrachten wir nun die religiöse Vorstellungswelt (Gedankenwelt) dieser Menschen, so wird eindeutig klar, daß diejenigen im Irrtum befangen sind, die den Anstoß zur Religionsentstehung im Staunen des Urmenschen vor den Naturerscheinungen, Sonnenlauf, Regen, Sturm, Gewitter, Wechsel der Jahreszeiten, der Meeresbrandung, der Gebirge und Ströme, dem Blühen und Welken, dem Rauschen der Wälder usw. zu erblicken vermeinen und die den unzivilisierten Wilden dann sogar "Naturkräfte personifizieren" und "verehren" lassen. Auf das tatsächliche Verhältnis primitiver Menschen zu den Naturerscheinungen werden wir später noch zurückkommen.

Die Vertreter solcher Meinungen übersahen ganz, "daß es auch heute nicht Sache des Unzivilisierten ist, die Erhabenheit der Natur zu empfinden, für ihre Herrlichkeit zu schwärmen - der Rohe betrachtet die Natur nur insoweit, als es ihm die Gesetze seiner Lebensfürsorge vorschreiben. Je weniger aus-

greifend diese sind, je enger sie sich auf Tag und Stunde einschränken, desto gleichgültiger bleibt der Mensch gegen die Natur selbst in der Richtung der bloßen Beachtung - der ästhetische Sinn erwacht vollends erst unter der Sonne der Kultur."

Dies ist psychologisch auch begreiflich. "In Betracht zu ziehen ist auch die sehr langsame physische und geistige Entwicklung der einzelnen Menschen, welche bewirkt, daß zu der Zeit, in welcher die Erklärung von Erscheinungen dem Geiste ein Bedürfnis werden könnte, diese selbst den Reiz der Neuheit nicht mehr besitzen. Bei der Tatsache, daß eine Erscheinung nach Zeugnis der Erinnerung immer und immer in derselben Weise erfolge, bleibt auch heute noch der Grübelsinn vieler stehen. Ehe der Sonnenlauf ein Anreiz des Forschungssinnes werden konnte, hatte seine Regelmäßigkeit diesen abgestumpft. (...) Die Erkenntnisse eines 'Bewundernswerten' in der Natur hat schon eine relativ hohe Kulturentwicklung zur Voraussetzung."

Man wird die Bewohner des Berner Oberlandes in der Schweiz im Jahre 1851 weder als "Rohe" noch als "Unzivilisierte" bezeichnen können, und doch berichtet Carl Schurz in seinen Lebenserinnerungen:

"Bis dahin hatte ich die weißen Häupter der Alpen nur aus der Ferne gesehen. Nun kam ich, auf einer Fußreise durchs Berner Oberland, ihnen zum erstenmal nahe und setzte mich sozusagen zu ihren Füßen. Ich war so tief ergriffen von all dem Schönen, welches ich um mich sah, daß ich jeden Baum beneidete, der in solcher Umgebung sein ganzes Leben zubringen konnte. Aber in dieser Beziehung machte ich eine interessante Erfahrung. Auf der Dorfstraße in Grindelwald sah ich eines Tages einen Mann von intelligentem Gesichtsausdruck, den die umherspielenden Kinder besonders angelegentlich grüßten. Aus seiner äußeren Erscheinung schloß ich, daß er der Schulmeister des Dorfes sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich redete ihn an, indem ich mich über örtliche Verhältnisse erkundigte, und fand ihn sehr mitteilsam. Er erzählte mir, daß es in dem kaum eine deutsche Quadratmeile großen Bergtal von Grindelwald Leute gäbe, die nie über die Grenzen des Tals hinausgekommen seien. Die von ihnen gesehene Welt war also vom Schreckhorn, Mönch, Eiger und Faulhorn eingeschlossen. In meinem Enthusiasmus bemerkte ich, daß die beständige Anschauung einer Umgebung von so großartiger Schönheit dem Menschen wohl genügen könne. Der Schulmeister lächelte und sagte, die großartige Schönheit komme dem Geist der gewöhnlichen Bauern wohl am wenigsten zum Bewußsein. Er sehe in den Naturerscheinungen, die er beobachte, mehr das, was ihm vorteilhaft oder unvorteilhaft, ermutigend oder beschwerlich oder gar drohend sei. Die Wolkenbildungen, die uns in alle mögliche Stimmungen und Gemütsbewe-

gungen versetzen, bedeuten ihm je nach ihrer Lage und Gestaltung nur gutes oder schlechtes Wetter. Der dumpfe Donner der Lawinen erinnere ihn daran, daß unter gewissen Umständen die Schneestürze viel Unheil anrichten könnten. Er sehe in dem Wüten des Gebirgssturmes nicht etwa ein großartiges Schauspiel,wohl aber Hagelschlag und die Gefahr des Austretens der Bäche und so weiter." Waren nun die Schweizer Bauern im 19. Jahrhundert, die doch alle lesen und schreiben konnten und eine lange Kulturentwicklung hinter sich hatten, noch so wenig für die sie umgebende Natur empfänglich, um wieviel weiter mußten in primitiven Verhältnisssen lebende Menschen längst vergangener Zeiten von einer sinnigen Naturbetrachtung und Naturdeutung entfernt sein! Ihre Gedankenwelt war unzweifelhaft noch weniger entwickelt als die der sogenannten Naturvölker, die nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Völkerpsychologie und Ethnologie fast ausschließlich auf das sinnlich Wahrnehmbare und mit den dringendsten Lebensbedürfnissen Verbundene beschränkt ist.

Der Tod des Nahestenden

Eine Tatsache aber, die nicht alltäglich war, jedoch mit besonderer Wucht hereinbrach und tiefgreifende Veränderungen bewirkte, die die Menschen verstörte, mußte auch dem einfachen Denken einen mächtigen Anstoß geben: Der Tod des Nahestehenden. Dies mußte um so mehr der Fall sein, als dieses Geschehen, selbst wenn es nicht ein schauerlicher Todeskampf, sondern ein "sanftes Einschlafen" war, das Gefühl erregte und Angst und Grauen erweckte. Daß der Mensch auf einmal so schrecklich verändert war, daß er sich nicht bewegte, nicht mehr redete, daß sein Auge dazu brach, daß er sich verfärbte, starr und kalt wurde, daß er auf Anrede und Berührung nicht reagierte, daß er offenbar nicht mehr hörte und fühlte, all das konnte nicht gedankenlos hingenommen werden und wurde auch nicht gedankenlos hingenommen. Man suchte nach einer Erklärung, wodurch denn nun diese schreckerregende Veränderung zustande kam, und überall in der Welt fand man die gleiche Erklärung: Irgendein Etwas hatte den Menschen, der nun leblos dalag, verlassen, und für dieses Etwas fand man in allen Sprachen ein Wort, dem die gleiche Vorstellung zugrunde lag und das in deutscher Sprache "Seele" heißt.

Atem als Träger der Seele

Da nun beim Tode ganz unübersehbar der Atem aufhörte, den Menschen anscheinend verließ, lag es nahe, die Seele mit dem Atem, wenn nicht gleichzusetzen, doch zumindest in nahe Beziehung zu bringen. So kommt es, daß in vielen Sprachen Atem und Seele mit demselben Wort bezeichnet werden.

Im Griechischen und Lateinischen sind für die ursprüngliche Gleichstellung der Begriffe die Bedeutung von pneuma und anima, animare bezeichnend genug. Nicht minder klar ist das Verhältnis in allen slawischen Sprachen ausgedrückt, wo die Worte für die Begriffe Atem, Seele, Geist eines Stammes sind. Aufschluß gibt darüber Fick's vergleichendes Wörterbuch, wo als Wurzel der ganzen Wortverwandtschaften ein "dus" in der Bedeutung von "atem", "hauchen" zusammengestellt ist.

Weiterhin ist im Lateinischen "spiritus" sowohl Atem, Hauch als auch (Lebens-) Geist; hier sind weiterhin zu erwähnen: Spiritus sanctus - Heiliger Geist; Spiritismus - Geisterlehre, sowie andere Ableitungen von spiritus; (französich: aspirer - atmen. Hebräisch: ruach - sowohl Atmen als auch Geist).

Hier sei ferner an die heute noch gängigen Redeweisen erinnert: "Er haucht seine Seele aus, gab seinen Geist auf, sank entseelt zu Boden, sah mich entgeistert an".

Schließlich von vielen möglichen als letzte Beispiele aus der Bibel nur diese:

1. Mos. 2, Vers 7:

"Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in die Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele."

Johannes, Kap. 20, Vers 22:

"Und da er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: "Nehmet hin den heiligen Geist"."

Blut als Träger der Seele

Eine weitere Ausdehnung des Tod und Leben umfassenden Vorstellungskreises, und eine für die Entwicklung desselben höchst wichtige, ergab sich aus der Tatsache, daß der Tod in gar nicht seltenen Fällen durch äußere Verletzungen und das damit verbundene Ausströmen des Blutes herbeigeführt wurde, seien sie durch Raubtiere bei der Jagd oder durch Waffen der Feinde

verursacht. Wie mit dem letzten Atemzuge könnte die Seele auch mit dem aus den Wunden strömenden Blut den Leib verlassen. "Da floh in stürmischer Eile die Seele aus der klaffenden Wunde", heißt es in Homers Ilias (XIV, 518).

In stetigem Fortgang der Gedanken um Leben und Tod hat das Blut in weit stärkerem Maße als der Atem eine immer zunehmende Bedeutung erlangt, gleichgültig ob es als Sitz oder Träger der Seele betrachtet oder gar als identisch mit Seele und Leben gedacht wurde. Von vielen hier beizubringenden Belegen seien nur wenige - keineswegs aus Urzeiten, sondern verhältnismäßig sehr jungen Zeiten der Kultur und bereits hochentwickelter Religion stammende - länger aufgeführt:

3. Mos. 17, Vers 11:

"Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich habe es euch auf den Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden."

und Vers 14:

"Denn des Leibes Leben ist in seinem Blut, solange es lebt; und ich habe den Kindern Israel gesagt: Ihr sollt keines Leibes Blut essen; denn des Leibes Leben ist in seinem Blut; wer es ißt, der soll ausgerottet werden."

5. Mos. 12, Vers 23:

"Allein merke, daß du das Blut nicht issest, denn das Blut ist die Seele; darum sollst du die Seele nicht mit dem Fleische essen."

Darüber hinaus hat das Blut in der Religion bis auf den heutigen Tag eine hochbedeutende Rolle auf den Altären der Tier- und Menschenopfer bis hin zum Kreuztod Jesu, dem Abendmahl und der Transsubstantiation im katholischen Meßopfer gespielt und spielt es weiterhin auch noch heute.

Trennung von Leib und Seele

Aber nun kam eine neue "Erfahrung": Die Seele konnte nicht beseitigt werden, sie lebte weiter und kam wieder zu den Lebenden zurück. Den untrüglichen angenommenen Beweis dafür erlebte man im Traum, in dem der tote Vater oder Bruder, die tote Mutter oder Schwester dem Menschen erschienen, mit ihm sprachen, ihm Vorwürfe machten oder sonstwie begegneten. Der Traum "lehrte" noch ein Weiteres: Die Seele konnte auch den Lebenden zeitweilig verlassen und sich an weit entfernte Orte begeben. Wenn der Mensch davon träumte, Jagd oder Krieg, Besuch bei Verwandten oder Freunden, Tanz oder festliche Schmauserei usw. zu erleben, so war es eben seine Seele, der all dies widerfuhr, während der Körper schlafend auf dem nächtlichen Lager verblieben war. So kam der Mensch der Urzeit zu einer

seinem Fassungsvermögen entsprechenden Erklärung von Leben und Tod, und diese dualistische Betrachtungsweise des Menschenwesens hat die Jahrtausende überdauert und ist auch in der Gegenwart noch vorhanden.

Weiterleben als Seele oder Geist

Der Mensch besteht aus Leib und Seele; er lebt, solange die Seele im Körper weilt. Verläßt sie ihn für immer, dann ist der Mensch tot, die endgültige Trennung von Leib und Seele ist der Tod. Hat sich das Denken auf diese Weise einmal in Gang gesetzt, so wird es so weiterfolgern und führt nach neuen Wahrnehmungen zu weiteren Vorstellungen und Gedanken, die untereinander assoziiert abermals neue Gedanken, Gedankenverbindungen und Gedankenketten zur Folge haben. Dieser einmal ausgelöste Prozeß ist unaufhaltsam; mit zunehmender Erfahrung wird der Vorstellungskreis umfangreicher und komplizierter; ursprünglich verschwommene Vorstellungen werden immer präziser, und da das Denken mit der Sprache eng verbunden ist, wird auch die Sprache differenzierter, was umgekehrt wieder dem Denken zu Erkenntnissen und Fortschritt verhilft. So tritt zum Begriff der "Seele" (jedenfalls in manchen Sprachen) der Begriff des "Geistes": Im lebenden Körper weilt die Seele, hat sie den Körper endgültig verlassen, so ist sie ein Geist.

Dem weiteren Gang unserer Untersuchung vorgreifend kann hier schon festgestellt werden: Die allerersten Elemente der Religionsentstehung: Leben, Tod und Traum, Atem, Blut, Seele, Geist sind niemals aus der religiösen Gedankenwelt verschwunden, auch in den sogenannten Hochreligionen sind sie vorhanden und wirksam. Mag auch das tatsächliche Vergießen von Opferblut - jedenfalls heute im Christentum, im Judentum, im Islam und in anderen Religionen - nicht mehr zum Kult gehören, und mögen Seele und Geist im Laufe der Jahrtausende währenden Entwicklung zahllose neue Verbindungen mit anderen, noch zu behandelnden Tatsachen und Gedanken sowie mannigfach verschiedenen Sinndeutungen erfahren haben; aus keiner Religion können sie weggedacht werden.

Hatte der Tod nun einmal dem menschlichen Denken einen mächtigen Anstoß gegeben und war bei diesem Nachdenken die Vorstellung (der Begriff) der vom Körper trennbaren Seele entstanden, die, wie das Traumerlebnis zu beweisen schien, nach dem Tode weiterlebte, so ergab es sich von selbst, daß man auch darüber nachdachte, wo und wie die Seele (der Geist) fortlebte.

Umgang mit den Toten: Verzehren, beiseite legen, begraben, verbrennen

Auf die Frage nach dem "Wo" ergaben sich sehr verschiedene Antworten, die zum Teil dadurch bestimmt wurden, auf welche Art und Weise man sich der Toten entledigte. Dies hing wieder davon ab, an welchen Plätzen (Festland, Insel oder Meeres- bzw. Seeufer) und unter welchen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen die betreffenden Menschengruppen lebten.

Die einfachste und - wie man unter Beiseitestellung heutigen Pietätsempfindens vielleicht sagen könnte - zugleich rationellste Totenbeseitigung bestand darin, daß die Leiche von den Lebenden verzehrt wurde (Anthropophagie, Menschenfresserei). Dieser Genuß von Menschenfleisch kam nachgewiesen bei allen Naturvölkern aller Erdteile vor. Und zwar seit dem Paläolithikum in Europa, Asien und Afrika und wurde in neuerer Zeit in Südamerika, Afrika, Indonesien, Melanesien, Polynesien und Australien ebenfalls nachgewiesen.

Ebenso weit verbreitet war es, den Toten in der Wildnis einfach beiseite zu legen oder in den Busch zu werfen, wo er von Aasfressern, zum Beispiel Hyänen und Geiern, bald restlos vernichtet wurde. Menschen, die an Flüssen oder Meeres- (bzw. See-) Stränden wohnten, warfen die Leichen ins Wasser, wo sie fortgeschwemmt oder von Krokodilen, Alligatoren oder Raubfischen gefressen wurden.

An vielen Stellen der Erde herrschte schon früher der Brauch, die Leiche entweder sofort nach dem Tode oder nach gewissen Fristen in der Erde einzugraben, sei es in der Nähe der Hütte (des Hauses), in der Hütte selbst oder auf besonderen Plätzen. Und schließlich konnte die Leiche durch Verbrennen auf einem Scheiterhaufen beseitigt werden.

Innerhalb dieser Möglichkeiten gab und gibt es bis heute vielerlei Abwandlungen und Kombinationen. So waren zum Beispiel bei den Wikingern, die schon eine lange Religionsentwicklung hinter sich hatten, sowohl Erdbestattungen als auch Leichenverbrennungen üblich, vielfach wurde die Leiche auch in einen Kahn gelegt, der in das Meer hinausgestoßen wurde; mitunter lag sie dabei auf einem Scheiterhaufen, der in Brand gesetzt wurde, bevor man den Kahn in den Fluß stieß. Oder Leichenbrand wurde mit Erdbestattung verbunden, indem man die Asche in eihe Urne füllte, die dann in der Erde vergraben wurde.

Es ist bestimmt kein Fehlschluß anzunehmen, daß das Aufessen und das Fortwerfen die urtümlichsten Formen der Leichenbeseitigung gewesen und

daß Erdbestattung und Leichenverbrennung jüngere Formen sind. Tatsache ist jedenfalls, daß die ersten beiden Arten sich meistens bei Menschengruppen fanden und finden, deren Lebensverhältnisse, gesellschaftliche Organisation und Geistesleben als recht primitiv zu bezeichnen sind. Nur selten wird Leichenaussetzung bei höher entwickelten Völkern ausgeübt. Im Laufe der geschichtlichen Entwicklung sind sie mehr und mehr durch die anderen Formen, nämlich Vergraben, Verbrennen und Kahnaussetzung verdrängt worden.

Menschen, die Leichen aßen, mag es sich dabei um erschlagene Feinde oder um eigene Horden- oder Stammesmitglieder gehandelt haben, machten sich um den Verbleib der Seele, sofern sie überhaupt schon zu einer Vorstellung derselben gelangt waren, nur wenig Gedanken, immerhin aber haben Forscher und Missionare in Erfahrung bringen können, daß solche Anthropophagen glaubten, beim Verspeisen des Menschenfleisches auch die Seele oder Teile von ihr in sich aufzunehmen, und dadurch einerseits besondere Kraft zu gewinnen und andererseits durch die Vernichtung der Feindesseele besonders gründliche Rache zu nehmen. Ebenso glaubte man, die Seele sei vernichtet, wenn die Leiche von Hyänen, Geiern oder Krokodilen vertilgt worden war. Da brauchte man sich um den Aufenthaltsort der Seele keine Gedanken zu machen.

Anders aber war es, wenn die Leiche eines (einer) Familien-, Sippen-, Horden- oder Stammesangehörigen in der Nähe bestattet, eingeäschert oder über das Meer verschifft wurde. Vielfach wurde angenommen, daß die Seele (der Geist) zunächst oder auch dauernd in der Nähe des Körpers verweilte, sich erst spät entferne, oft aber auch zu den Lebenden zurückkommen könne. Als endgültiger Aufenthaltsort wurden dann entweder die Tiefen der Erde, ein Bereich jenseits des Meeres, etwa eine Insel in der Ferne, oder der Luftraum, späterhin auch der Himmel und die Gestirne angenommen. So kam es im Laufe der Zeiten zu den Vorstellungen besonderer Totenreiche in der Erde (wie Hades bei den alten Griechen, Hel bei den Germanen, Scheol bei den Israeliten und der Hölle bei den Christen und Moslems) oder oberhalb der Erde (wie Walhall bei den Germanen, Himmel bei den Christen und Paradies bei den Moslems, oder jenseits des Meeres, wie bei den Eskimos und Südseeinsulanern) oder auch zu den ewigen Jagdgründen bei den Indianern.

Schon diese kurze Betrachtung läßt erkennen, welche bedeutsamen gedanklich weitergehenden Vorstellungen aus den allerersten Elementen der Religion, hier aus dem Begriff der Seele (des Geistes), den Umständen angepaßt, Ausdruck und Form erhielten.

Weiterleben der Seele

Weniger differenziert entwickelten sich die Vorstellungen vom Weiterleben der Seele (des Geistes).

Allgemein kam man zu der Auffassung, daß das Leben in der gewohnten Weise einfach fortgesetzt werde. Die Seele eines Jägers verblieb bei der Jagd, die des Fischers beim Fischfang, die des Hirten bei den Herden, die des Ackerbauern beim Ackerbau. Bildlich stellte man sich die Seele so vor, wie man den Verstorbenen in Erinnerung behielt, als Kind, Mann oder Frau. War der Tote ein mächtiger Häuptling gewesen, so galt auch seine Seele als mächtig. Mochte ein gewöhnlicher Mann zu seinen Lebzeiten niemals besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben: Seiner Frau oder seinen Frauen, seinen Kindern und Enkeln bedeutete er viel, ihnen blieb er im Gedächtnis auch dann, wenn alle anderen ihn schon vergessen hatten. Aber auch bei seinen Nachkommen geriet er bald in Vergessenheit; denn bei dem niedrigen durchschnittlichen Lebensalter in der Urzeit konnte man vielleicht noch lebende Großeltern kennen. Von Urgroßeltern hingegen erfuhr man wohl nur dann etwas, wenn von ihnen etwas Besonderes zu berichten war. War der Tote ein mächtiger Hordenführer oder Häuptling gewesen, der über viele geboten hatte, den also auch viele gekannt hatten, dessen hervorragende Taten, Tapferkeit, Machtfülle und Strenge allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, so blieb er auch länger im Gedächtnis. Und solange man an ihn dachte, solange lebte auch sein Geist. An ein "ewiges Leben" der Seele oder des Geistes zu denken, dafür fehlten in der Urzeit alle Voraussetzungen; Menschen, die kaum Zeitbegriffe hatten, konnten zu einem so abstrakten Begriff wie dem der "Ewigkeit" unmöglich gelangen. Selbst den Propheten des Alten Testamentes war ja der Gedanke an ein "ewiges Leben" noch völlig unbekannt.

Leichen- und Geisterfurcht

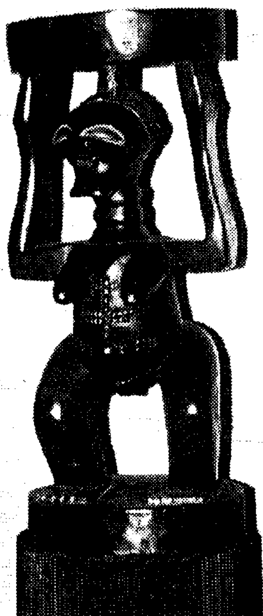
In einer Hinsicht aber unterschieden sich alle Totengeister von den Lebenden: Sie waren unsichtbar, sie konnten anwesend sein, ohne daß man sie zu bemerken vermochte. Und da das beim Tode eines Menschen empfundene Grauen auch dem Geiste des Toten anhaftete, so mußte der Geist, der durch seine Unsichtbarkeit dem Lebenden überlegen erschien, besonders furchteinflößend werden, und zwar in abgestuftem Maße, je nach Macht und Einfluß, die der Lebende besessen hatte.



Afrikanischer Wahrsager. Vor ihm sind die zum Wahrsagen benötigten Utensilien ausgebreitet. Um den Hals trägt er zwei Amulette. Eins davon stellt ein Jadock der Urväter dar. Ein Jadock ist eine Art Hilfs- oder Schutzgeist, der vom Wahrsager Besitz ergriffen hat und ihn als "Medium" benutzt, um die Klienten aufzuklären, die den Propheten über zukünftige Ereignisse, vor allem aber über die Ursachen von Unglücksfällen - Mißernten, Krankheit, Unfruchtbarkeit und Todesfälle - befragen. Das Jadock sagt denjenigen, die den Wahrsager befragen, welche Opfergaben sie welchen heiligen Mächten - bestimmten Ahnen, der Erde, Erdheiligtümern oder Fetischen - darzubringen haben, um Unrecht zu sühnen und/oder den Segen der Mächte zu erlangen.

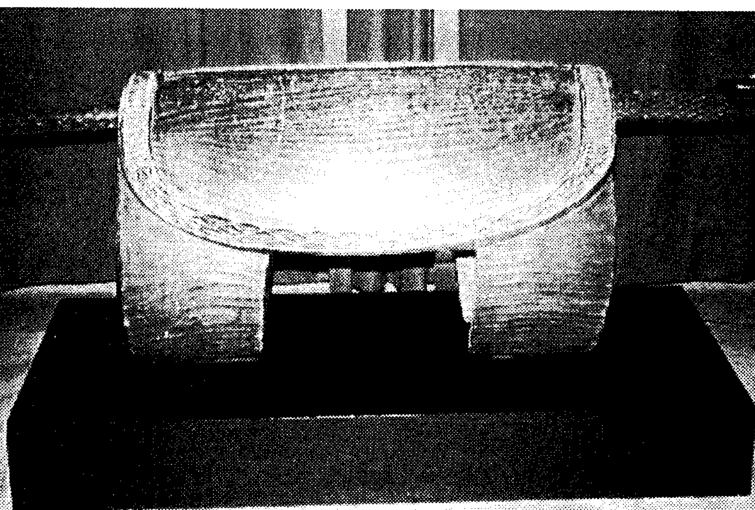


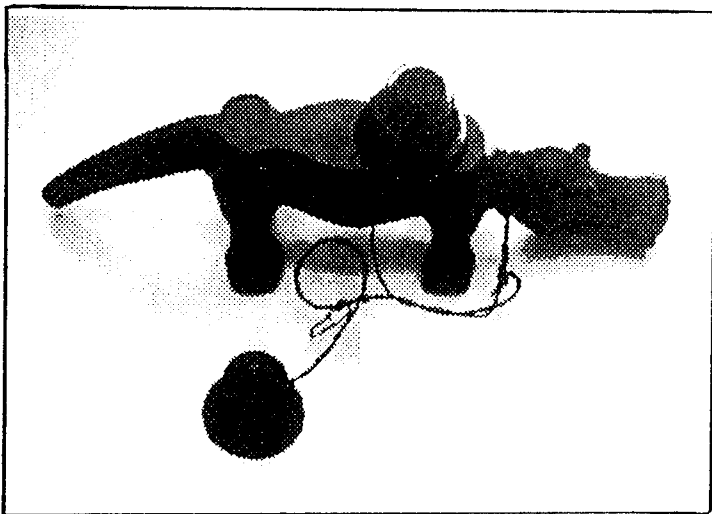
Großer Fetisch mit vielen angehängten magischen Objekten, darunter mehrere Affenschädel und Knochen. Außerdem sind einige große Nägel in den Fetisch eingeschlagen worden. Bei Fetischen handelt es sich meistens um Masken oder Skulpturen, in denen mächtige Ahnen gegenwärtig sind. Fetische müssen in jedem Fall zuerst durch eine Zeremonie initiiert werden, damit sie als solche wirksam werden können. Nachdem eine Skulptur von einem Künstler angefertigt worden ist, ist sie also noch nicht automatisch ein Fetisch.



Links: Der abgebildete, kunstvoll geschnitzte Hocker ist ein Utensil, wie es zu offiziellen Anlässen von Ältesten oder Priestern benutzt wird.

Unten: Trommel, gefertigt aus dem Abschnitt eines Baumstamms mit einem oben angebrachten Längsschlitz. Diese Trommel zeigt eine der vielen möglichen Trommelformen, wie sie für Zeremonien verwendet werden.





Orakelgerät. Wenn ein Kranker wissen will, wie er geheilt werden kann, befeuchtet der Priester den Holzknopf und reibt ihn dann auf der ebenen Fläche. Dabei murmelt er verschiedene Verordnungen vor sich hin. Die Lösung ist gefunden, wenn der Holzknopf kleben bleibt und auch beim Umdrehen der Figur nicht abfällt. Unerkannte Diebe werden auf die gleiche Art und Weise entdeckt, hier murmelt der Priester die entsprechenden, in Frage kommenden Namen.
Der Priester versteht sich bei Befragung des Orakels als Medium, das dem Klienten hilft, mittels seiner medialen Kräfte die Wahrheit herauszufinden oder das richtige Heilmittel zur Genesung von den Geistern zu erfahren.

Der in jedem Menschen vorhandene Wille zum Leben, mag er auch nicht gedanklich klar erfaßt, sondern nur gefühlsmäßig empfunden worden sein, die schauerlichen Schmerzensschreie eines Verwundeten und die Beobachtungen beim Todeskampfe eines Sterbenden führten zu der Überzeugung, daß die Seele den Leib nur widerwillig und unter Widerständen verlassen hatte und infolge der Trennung vom Körper mit Grimm erfüllt sei, der sich unversehens auch gegen diejenigen richten konnte, die dem Toten einst nahegestanden hatten.

Auch damit wurde der Geisterfurcht Nahrung gegeben. Je primitiver der Mensch war, desto stärker war er von dieser Geisterfurcht erfüllt, und auch viele unserer Zeitgenossen sind davon nicht frei. Wie bekannt ist, traut sich auch heute mancher nicht, nachts über den Friedhof zu gehen, wo nach uraltem Glauben die Geister wohnen und besonders in der Nacht umgehen.

Irgendwann einmal, vielleicht sogar oft, hatte man den noch Lebenden erzürnt, man mußte daher befürchten, daß der Geist sich daran erinnern, ergrimmen und sich für die ihm zugefügte Unbill rächen könne. Man mußte sich also nicht nur davor hüten, den Geist zu reizen und dadurch seine Rachsucht anzustacheln, sondern man mußte auch bemüht sein, ihn zu besänftigen.

Neben der Furcht sind aber selbst im rohen Gemüt des Unzivilisierten Gefühle der Anhänglichkeit, des Vertrautseins, der Zuneigung und vielleicht der Liebe und Dankbarkeit lebendig, haben ihm doch Vater und Mutter einst Fürsorge und Wohltaten erwiesen, ihn mit Nahrung und Wärme versorgt und vor Not, Gefahren und Feinden beschützt. Ein mehr oder minder langes Zusammenleben hatte Bindungen geschaffen, die auch durch den Tod nicht gleich gelöst werden konnten.

Völkerkunde und Religionswissenschaft haben viele Belege dafür geliefert, daß die Menschen sich die Totenseelen oder Geister ursprünglich überwiegend als den Lebenden gegenüber feindlich vorgestellt und ihnen weit weniger Wohlwollen oder Hilfsbereitschaft zugeschrieben haben, oder anders gesagt: daß es nach ihrem Glauben mehr "böse" als "gute Geister" gab.

Immer haben die Menschen beharrlich nach Möglichkeiten gesucht, den von den Unsichtbaren und Unberechenbaren ausgehenden Gefahren, den sie anscheinend ständig bedrohenden Schädigungen zu entgehen, die zürnenden Geister zu besänftigen oder zu versöhnen und Beistand und Schutz der gutgesinnten Geister zu gewinnen. Dabei ist die Menschheit in ihrer vieltausendjährigen Geschichte vielfach Wege gegangen, die wir heutigen, in einer veränderten Welt lebenden Menschen seltsam, fast unbegreiflich oder

auch grausam finden. Sie hat Gedanken gedacht, die wir heute für Irrtum halten, und Maßnahmen über Maßnahmen ergriffen, deren Erfolg sich uns als zweifelhaft darstellt. Und doch steckt in alldem oftmals eine Logik, die wir in der weit verbreiteten Ignoranz gegenüber der Religion zwar oft verkennen, die wir aber bei sorgsamer und wissenschaftlicher Analyse aufdecken können. Vieles, gar zu vieles bleibt allerdings immer noch unverständlich und unerklärbar, vor allem vieles aus den Anfängen der Religion; denn leider haben die Menschen der vorgeschichtlichen Zeiten uns keine Nachrichten darüber hinterlassen, wie sie zu ihren Gedanken und ihren Taten gekommen sind. Wir sind daher oft darauf angewiesen, durch Vergleich und Rückschlüsse zu versuchen, Licht in das Dunkel zu bringen. Sogar die Religionen, über die uns schriftliche Zeugnisse vorliegen, die im Laufe ihrer Entwicklung mannigfache Wandlungen erfahren haben und deren Urkunden vielfach durch religiöse oder weltliche Interessen entstellt oder sogar verfälscht worden sind, stellen unseren Forschungsdrang und Scharfsinn gar zu oft vor unlösbare oder als unlösbar erscheinende Probleme. Es kommt erschwerend hinzu, daß die erwähnten schriftlichen Zeugnisse zumeist in fremden Sprachen verfaßt und in mehr oder weniger vererbten Texten zu uns gekommen sind, bei deren Übersetzung Fehler und Mißdeutungen entstanden, wohl auch unvermeidlich waren.

Kehren wir nach dieser Zwischenbetrachtung, auf die wir noch zurückzukommen haben, zu den Menschen zurück, die sich vor Geistern fürchteten und sich der von ihnen drohenden Gefahren zu erwehren suchten.

Der grundlegende Gedanke, von dem alles weitere ausging, bestand in der unerschütterlichen Überzeugung, daß die Geister genauso weiterlebten, wie es die Menschengruppen taten, denen sie entstammten. In jener Zeit, als die Religion entstand, war die Lebensweise der Menschen gewiß schon recht verschieden; die einen lebten in warmen Ländern mit reichem Pflanzenwuchs, wo sie den Nahrungsbedarf durch Sammeln von wildem Gemüse, Früchten, Wurzeln und Pilzen, später durch eine sich mehr und mehr ausdehnende Ackerwirtschaft (Hackbau) decken konnten; die anderen lebten in gemäßigter oder kalter Zone von Jagd und Fischfang oder von Milch, Blut und Fleisch ihrer Herden. Pflanzen sammeln und Ackerbau sind friedliche Tätigkeiten; die Menschen, die sie verrichteten, waren demgemäß friedliche Leute, die auch bei Zunahme der Bevölkerung in der Weite des Landes noch auf lange Zeit hinaus neue Feldstücke bebauen konnten, ohne mit anderen Horden oder Stämmen in Streit zu geraten.

Sie stellten sich daher ihre Geister ebenso friedlich vor, wie sie es selbst waren. Daß die Jagd eine friedliche Tätigkeit sei, wird man nicht behaupten

können. Das Töten der Beutetiere mit den primitiven Waffen der Vorzeit gelang in zahllosen Fällen erst nach regelrechten und schweren Kämpfen, in denen so mancher Jäger vom Büffel oder Elefanten zertrampelt wurde. Der Jäger, der jahrein jahraus sein blutiges Handwerk betrieb, konnte sich seine Geister ganz gewiß nicht als gutmütige und friedliche Gesellen vorstellen, seine Geister waren listig und gefühlsroh, wie er selbst es unter seinen Lebensumständen sein mußte.

Wenn wir nun die Lebensweise der Hirten betrachten, die nomadisierend ihre Herden von Schafen, Ziegen, Rindern oder Pferden von einem Weideplatz zum anderen trieben, so müssen wir die Idylle des Schnuckenschäfers in der Lüneburger Heide beiseite schieben. Zwar sind Melken und Milchverarbeitung friedsame Beschäftigungen, aber darin ging das Leben der Hirten eben nicht auf. Halbzahme Herden zusammenzuhalten, zur Weide und zu Wasserplätzen zu führen, ist an sich schon eine aufreibende Arbeit; hinzu kam der ständige Kampf mit den Raubtieren der Wildnis, die in den Herden leicht zu erjagende Beute fanden. Um Fleischnahrung zu erhalten, mußte man seine Herdentiere schlachten; die Tötung einer Kuh oder gar eines Bullen ist aber ganz sicher alles andere als eine friedliche Beschäftigung.

Auf den weiten Wanderwegen traf man mit anderen Hirtenstämmen zusammen, mit denen man um Weideplätze und Wasserstellen in Streit geriet. Und so ist es denn nicht verwunderlich, wenn uns die Geschichte darüber belehrt, daß die Hirtenvölker zu allen Zeiten die kriegerischsten Menschen waren, mehr noch als die nicht gerade zimperlichen, an Töten und Blut gewöhnten Jäger. Wie man in Afrika oder Asien erleben kann, gibt es auch heute für den Hirten keine größere Wonne und keinen stolzeren Triumph, als die eigene Herde durch den Raub fremder Tiere zu vergrößern. Und so sind denn auch die Geister der Hirten die wildesten und grausamsten von allen.

Bedürfnisse der Seelen (Geister)

Aus der Vorstellung, daß die Geister ihr Leben in der gewohnten Weise fortsetzen, ergab sich als ganz natürliche und logische Folgerung, daß sie auch weiterhin die gleichen Bedürfnisse hätten wie die Lebenden. Da nun aber jeder Mensch erfahren hatte, wie es in ihm rumorte, wenn seine Bedürfnisse kürzere oder längere Zeit unbefriedigt blieben, wenn er nagenden Hunger, brennenden Durst, schneidende Kälte oder glühende Hitze, Obdachlosigkeit usw. erleiden mußte, so konnte er sich leicht vorstellen,wie es auch in den Geistern rumoren mußte, wenn ihre Bedürfnisse nicht befriedigt wurden.

Um den Grimm der Geister nicht auf sich zu ziehen, um sich vor Schädigungen durch die erzürnten Geister zu bewahren, war es also notwendig, den Bedürfnissen der Geister Genüge zu leisten. Auf solchen Überlegungen beruht all das, was wir heute als Kult, als Toten-, Seelen- oder Geisterkult bezeichnen und was in späterer Zeit dann auch zum Götterkult geworden ist.

Genau wie die Lebenden hatten die Geister folgende Bedürfnisse:

1. Unterkunft (Behausung, Wohnung)
2. Nahrung (Speise und Trank)
3. Kleidung (Wärmeschutz)
4. Geräte, Waffen (später auch Schmuck)
5. Gehilfen (Frau, Sklaven, Hund, Pferd)
6. Unterhaltung, menschlichen Umgang

All dessen bedurfte es natürlich nicht, wenn die Seele als vernichtet vorgestellt wurde, z. B. wenn sie mit dem verzehrten oder von Tieren aufgefressenen Körper des Toten verschwunden war. Da diese Gedanken aber nur bei wenigen Menschengruppen eine Rolle spielten, hat es nur wenige Stämme gegeben, bei denen kein Totenkult festgestellt werden kann.

Zunächst kam es darauf an, dem Toten, bzw. dem Geiste eine Unterkunft zu verschaffen, sei es nun in einer Felsenhöhle, einem Totenhaus oder einem Erdgraben. Je nach den Lebensverhältnissen, d. h. den wirtschaftlichen, technischen und gesellschaftlichen Umständen und der erreichten Zivilisationsstufe ergab sich eine größere Mannigfaltigkeit der sich ausbildenden Gebräuche. Dabei wirkte auch die innere Einstellung zu den Geistern, d. h. der Grad der Furcht, so suchte man sich die Geister so fern wie möglich zu halten und ihre Wiederkehr durch allerlei Vorsichtsmaßnahmen zu erschweren. Wurde hingegen die Anhänglichkeit stärker empfunden, so erschien es als erwünscht, die lieben Seelen möglichst nahe bei sich zu lassen.

Da nun aber fast immer Furcht und Anhänglichkeit zusammengingen, finden wir die Bestattungsgebräuche meistens von beiden Elementen bestimmt. Wünschte man sich die Geister und ihren Schutz nahe, so begrub man die Toten in der Hütte, sei es in einem besonderen Winkel oder unter der Herdstelle, später auch im Hause, besonders unter der Türschwelle oder gleich neben der Wohnung der Lebenden. Vielfach wurde bzw. wird noch heute die Hütte dann dem Toten allein überlassen, und die Hinterbliebenen bauen sich eine neue; beim Tode eines Mächtigen konnte es als geboten erscheinen, ein ganzes Dorf zu verlassen und an anderer Stelle ein neues zu errichten. Sah man jedoch die Geister und ihre gefürchtete Macht lieber weit entfernt, so legte man die Gräber entweder vereinzelt oder zusammen auf besonderen Plätzen an. Im Laufe der Zeit kam es dabei sogar zu besonde-

ren Häuptlings-, Prinzen- oder Königsfriedhöfen. Je nach der inneren Einstellung zu den Geistern, den technischen Möglichkeiten und dem Range der Geister wurden die Toten bestattet, der Buschmann unter einem Steinhaufen, andere Afrikaner in oder neben der Hütte, der altgermanische Familienvater unter der Herdstelle (Hel), der altisraelitische unter der Türschwelle, der Pharao, der über hunderttausend Sklaven zu gebieten hatte, in der Pyramide oder im Königsgrabe. Alle diese Formen fanden oder finden sich im steten Wechsel nebeneinander oder nacheinander, verschieden oder gleichartig nach örtlichen und zeitlichen Gegebenheiten.

Abwehr der Geister

Noch bevor man die Toten in das Grab versenkte, ja noch bevor die vielerorts als erforderlich betrachtete Leichenbehandlung (Salbung, Mumifizierung, Dörrung, Einkleidung, Einnähung, Einsargung usw.) vorgenommen wurde, nahm man - jedoch nicht überall und zu allen Zeiten - besondere Maßnahmen vor, um das Ausfahren der sich vom Körper trennenden Seele zu erleichtern und sie aus der Wohnstatt zu entfernen. Sofort nach Eintritt des Todes fegt man Hütte oder Haus aus, öffnet Türen und Fenster, stülpt offene Gefäße um, damit sich die Seele darin nicht festsetzen kann, erhebt die Leichenklage usw. Man benachrichtigt die Verwandten (Sippe), gegebenenfalls die Dorf- oder Stammesgenossen, letztere zum Beispiel beim Tode eines Häuptlings, und lädt zum Begräbnis ein.

Die nach Ort und Zeit verschiedene Leichenbehandlung, zu der bei manchen Völkerschaften auch gewaltsame Verkrümmung zur Hockstellung gehören, wird von den näheren Angehörigen oder auch von bestimmten Personen, zum Beispiel von den Schmieden, ausgeübt, zu den für die Einhüllung der Leiche in Leinwand, Felle, Häute oder Prachtgewänder erforderlichen Materialien tragen Sippenangehörige oder Nachbarn bei.

Weitere Totenbräuche (Menschenopfer)

Vor der aufgebahrten Leiche versammelt sich die Trauergemeinde, stimmt die Leichenklage an, rühmt und preist die Heldenhaftigkeit und Großtaten des toten Vaters oder die unermüdliche Liebe und Fürsorge der toten Mutter, hält das Totenmahl, an dem der Geist als teilnehmend gedacht wird, spricht zu dem Geiste und gelobt, ihn fernerhin mit allem zu versorgen, dessen er

bedarf, bringt ihm unter Umständen sofort ein besonderes Opfer, veranstaltet ihm zur Unterhaltung oder Ehre Schauspiel, Wettkampf oder Wettrennen und bittet ihn um Hilfe, Schutz, Gnade und Verzicht auf Rache oder sonstige Schadenszufügung. Der einfache Buschmann kann dem Geiste freilich nur wenig bieten, Achilles hingegen opferte seinem toten Freunde Patroklos zwölf trojanische Jünglinge, Pferde, Hunde, Ochsen und Schafe - "rings umströmte das Blut, mit Bechern zu schöpfen, den Leichnam..." (Homer, Ilias) - und bot ihm zur Unterhaltung Kampfspiel und Wagenrennen. Die Chinesen spenden ihren toten Geistern auch eine Fülle von Kostbarkeiten, heute aber - und das zeigt, zu welchen Gedankengängen der Mensch fähig ist - nicht mehr in natura, sondern in papierenen Nachbildungen.

Soviel man nun auch dem Geiste darbieten und versprechen mochte, um seine Gunst zu gewinnen und zu erhalten: Scheu und Furcht ließen es als geraten erscheinen, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, die Wiederkehr des Geistes zu erschweren. So wurde die Leiche etwa auf einem ungewöhnlichen Wege, den man im Leben nicht zu gehen pflegte, aus Hütte oder Haus gebracht, indem man eine Öffnung in die Wand brach und die Leiche hinausschob. Auf dem Wege zur Begräbnisstätte wurde oftmals die Richtung gewechselt und die Leiche ständig herumgewirbelt, wodurch man den Geist so zu verwirren hoffte, daß er den Rückweg nicht zu finden vermochte, lautes Geschrei und mächtiger Lärm der Trommeln, Gongs, Flöten, Schwirrhölzer oder Rasseln sollten den Geist vertreiben helfen. Weit verbreitet war und ist heute noch die Sitte, daß man sein Äußeres durch zerrissene oder gefärbte Kleidung, durch Bestreuen mit Asche, durch Scheren des Haupt- und Barthaares, Verhüllen des Gesichts usw. verändert, daß der Geist gehindert wird, jemanden zu erkennen.

Auch in Bezug auf solche Abwehr der Geister ist die Menschheit im Laufe der Zeiten und bis heute sehr verschiedene Wege gegangen und hat einen beachtlichen Einfallsreichtum bewiesen. Sobald das menschliche Denken die Vorstellung entwickelt hatte, daß irgend etwas einem Menschen ganz allein gehört, das heißt die Begriffe des "Mein" und "Dein" oder, wie wir heute sagen, des individuellen Eigentums zu bilden, erhob sich unausweichlich die Frage, wie denn nun mit dem persönlichen Eigentum der Verstorbenen zu verfahren sei. Überall in der Welt fand man die gleiche Antwort und zog daraus die gleichen Folgerungen. Ebenso wie der lebende Mensch sein Eigentum behalten wollte und auf Entwendung mit Zorn und Rache reagierte, setzte man voraus, daß der Geist des Toten mit Grimm und Rache reagieren würde, wenn man ihm sein Eigentum nahm, mit anderen Worten: Was dem Verstorbenen einstmals gehörte, hatte seinem Geist zu verbleiben. Das

ist der ursprüngliche Sinn aller auf der Erde üblichen Grabbeilagen. Ob dieselben nun unmittelbar mit der Leiche in die Tiefe des Grabes gebracht oder vor bzw. auf dem Grabhügel niedergelegt oder in einer besonderen Grabkammer innerhalb oder oberhalb der Erde untergebracht wurden, mochte als unwesentlich erscheinen und wurde daher bei den verschiedenen Stämmen unterschiedlich gehandhabt.

Je nachdem, wie weit der Begriff des individuellen Eigentums gefaßt wurde, bzw. welchen Umfang es gemäß der Macht und des Ranges des Verstorbenen tatsächlich hatte, ergaben sich Kargheit oder Fülle der Grabbeigaben. Dem Mann verblieben seine Waffen und Werkgeräte, der Frau das Hausgerät (etwa die Spindel), dem Kinde vielleicht ein Spielzeug; allen aber wurde etwas Nahrung mit ins Grab gegeben. Dem Häuptling, dem Helden, dem Fürsten oder König mußten sein Hund, sein Roß, sein Falke, seine Frau(en), seine Sklaven, mitunter sein ganzes Gefolge und seine Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen in das Grab folgen.

Aus der ungeheueren Fülle des bekannten Tatsachenmaterials sei nur an die Goldfunde von Leonard Woolley und an die von Howard Carter in Ägypten erinnert.

Es sei gestattet, hier eine kleine Story einzufügen, die erkennen läßt, wie religiöse Auffassungen auch durch rein weltliche Dinge beeinflußt werden können, und die mit einer neckischen Pointe schließt:

Die Eskimos in Alaska pflegten seit altersher ihre Toten in der Erde zu bestatten, verbanden damit aber zugleich die Vorstellung, daß die Geister sich nach dem Begräbnis in ein besonderes Totenreich fern im Westen jenseits des Meeres begäben. Zur Grabausstattung gehörten nicht nur Jagdwaffen, Harpunen und Schlachtmesser, sondern auch der Kajak nebst dem Paddel. So hatten es die Eskimos immer gehalten, und dabei ließen sie es bewenden, gleichgültig, ob sie unter russischer Oberhoheit (bis 1867) oder amerikanischer lebten. Als nun im gegenwärtigen Jahrhundert in Alaska reiche Goldfunde gemacht wurden, strömten zahlreiche Amerikaner in das zunächst noch unwirtliche Land. Es kamen Schürfgesellschaften, die den Goldabbau betrieben, und mit ihnen kamen technische Einrichtungen, die das tägliche Leben erleichterten und angenehmer machten. Der neue Wohlstand im Lande kam auch den Eskimos zugute, die für ihre Fänge an Fischen, Robben sowie für ihre Felle usw. gesteigerten Absatz fanden.

Mit den Amerikanern kamen nun auch Autos, Motorschlitten und Motorboote. Den Eskimos wurde ad oculus demonstriert, wie ein Außenbordmotor das Kajakfahren erleichterte und beschleunigte und daher reichere Jagdergebnisse ermöglichte, was wieder zu größerem Verdienst führte. So waren

bald viele Jäger im Besitz eines Außenbordmotors, und alle trachteten danach, baldmöglichst auch einen zu haben. Wenn nun aber ein Mensch starb, so mußten auf seinem Grabe nicht nur Kajak und Paddel, sondern auch der Außenbordmotor deponiert werden, da er individuelles Eigentum des Toten gewesen war und die heilige Scheu es verbot, den Besitz eines Toten anzurühren oder gar sich anzueignen. Wenn man meinen sollte, hier läge schon die Pointe, so muß festgestellt werden, daß dieselbe noch nicht einmal darin liegt, daß die schönen und teuren Außenbordmotoren in Eis und Schnee jämmerlich verrosteten und verrotteten.

Der Witz kommt erst noch.

Ein junger Amerikaner kam als Lehrer nach Alaska. Er sah auf manchen Gräbern die rostigen Überreste der ehemals chromblitzenden Motoren, was seinem nüchternen utilaristischen Gemüt als blödsinnige Vergeudung erschien und ihn gründlich ärgerte. Er versuchte, die Menschen von solcher Vergeudung abzubringen, hatte aber nicht den geringsten Erfolg - nach Eskimoglauben mußte der Tote behalten, was ihm als Lebendigem gehört hatte.

Der junge Mann wollte resignieren, aber da hatte er eines Tages einen Einfall. Nun sprach er nicht mehr von Vergeudung, von Rost und Unvernunft. Jetzt erzählte er: "Da ist mir doch letzte Nacht der Urdluviak erschienen und hat sich bitter beklagt und uns allen hier die Feindschaft und Rache aller Geister angekündigt. Seit die Männer auf den Gräbern neben den Kajaks auch Motoren niederlegten, sei es im Totenreich vor Lärm und Krach von den Motoren nicht mehr auszuhalten, es gäbe überhaupt keine Ruhe mehr, die sich die Großfänger durch ihr mühsames und gefahrenreiches Leben doch so schwer verdient hätten. Wenn der verdammte Lärm nicht sofort aufhöre, das heißt, wenn die Motoren nicht unverzüglich von den Gräbern weggeräumt würden, dann werde man was erleben!"

Das überzeugte! Wenn der Geist des Urdluviak, des berühmtesten Großfängers aller Zeiten, extra aus dem Totenreich gekommen war und eine so schwere Drohung überbracht hatte, dann war für jedermann klar, was zu geschehen hatte. Natürlich durfte die Ruhe der Toten nicht gestört werden, hing doch vom Wohlwollen der Geister alles Jagdglück und das Gedeihen der Kinder ab. Man war ja verblendet gewesen, als man gar nicht daran gedacht hatte, daß im Totenreich vielmehr Geister wohnten, die von der Neuerung, die mit den Motoren gekommen war, nichts wußten und davon auch nichts wissen wollten, denen der Lärm nun die Ruhe gestohlen hatte.

So skurril es uns vorkommen mag: Nützlichkeitserwägungen waren wirkungslos am Geisterglauben abgeprallt; eine Argumentation, die auf dem

Geisterglauben beruhte, wurde sofort widerspruchslos akzeptiert. An solchen oder ähnlichen Erfahrungen ist die Religionsgeschichte überreich. Wir werden dazu noch weitere Beispiele bringen.

Kehren wir nach diesem Abstecher in die Gegenwart nun wieder zu den Anfängen der Religion zurück! Außer der erstmaligen Grabausstattung bedurften die Geister nach der urtümlichen Vorstellungsweise einer ständigen Versorgung mit Speise und Trank. Um diese Bedürfnisse zu befriedigen, sind die Menschen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene, prinzipiell gleiche Wege gegangen. In alten Zeiten war es an vielen Orten der Erde weit verbreiteter Brauch, bei jeder Mahlzeit der Lebenden auch der Toten zu gedenken und ihnen einen Teil der Speisen und Getränke bereitzustellen; in manchen Gebieten tut man dies auch heute noch, wenn nicht regelmäßig, so doch an gewissen Tagen oder bei besonderen Veranstaltungen. Manche Völker stellten auf den Gräbern Vasen ohne Boden auf oder gruben Röhren ein, in die Speisen geschüttet und Getränke gegossen wurden.

In der Gegenwart ist es manchenorts, auch in Deutschland, noch üblich, nach einem Todesfall während einer gewissen Zeit an dem Platze, wo der Abgeschiedene bei den Mahlzeiten zu sitzen pflegte, wenigstens ein Gedeck aufzulegen. Natürlich oblag es in erster Linie den Familienangehörigen des Toten, seinem Geiste die erforderliche Versorgung zuteil werden zu lassen. Daher erklärt sich der Wunsch, möglichst viele Kinder zu haben, denn wer stirbt, ohne Nachkommen zu haben, dessen Geist wird ohne Versorgung bleiben. Dem Oberhaupt einer großen Sippe oder einem Stammeshäuptling hingegen wird es auf lange Zeit hinaus an nichts fehlen.

Wird nun die Versorgung der Geister, die zunächst vielleicht nur instinktiv und ohne tieferes Nachdenken vorgenommen wurde, bewußt als Pflicht der Hinterbliebenen empfunden, so lag der Gedanke nahe, daß Vernachlässigung oder gar Verletzung dieser Pflicht den Zorn und die Rache der empfangsberechtigten Geister herausfordern mußte. Was den Geistern dargeboten werden mußte, hing natürlich davon ab, was die Menschen selbst zu essen und zu trinken hatten. Aßen sie Menschenfleisch, so gebührte solches selbstverständlich auch den Geistern; die weintrinkenden Griechen gossen in die Amphoren (ohne Boden) auf den Gräbern selbstverständlich auch Wein.

Herrschte Hungersnot, so ging es auch den Geistern schlecht, bei Ernte- oder Schlachtzeiten wurde ihnen viel mehr von der Fülle zuteil.

Das Orakel

Bei zunehmender Bevölkerungszahl und damit vorhandener Differenzierung und Festigung der gesellschaftlichen Organisation wurde es üblich, zu gewissen Zeiten oder an bestimmten Tagen aller Totengeister zu gedenken. Dies geschah insbesondere, wenn es "hohe Zeiten" gab, eben Zeiten der Nahrungsfülle, des Erntens oder Schlachtens, oder wenn besondere Unternehmungen bevorstanden, die nicht nur Familien und Sippen, sondern ein ganzes Dorf, einen ganzen Stamm, ein ganzes Volk betrafen, Unternehmungen, zu deren Gelingen man sich der Hilfe aller Geister versichern wollte. Solche besonderen Vorhaben gab es immer wieder; mag es sich dabei um den Aufbruch zu einem Wander- oder Raubzug, um einen Rachekrieg, eine Großjagd, den Beginn der Feldaussaat oder um Beschickung bzw. Anstich eines Schmelzofens gehandelt haben.

Da wurde dann nach entsprechenden Vorbereitungen an einem bestimmten Platze - vielfach war das eine Gräberstätte - ein gemeinsames Mahl gehalten; die Totengeister wurden feierlich zur Teilnahme an der großen Schmauserei eingeladen, sie wurden über die beabsichtigten Unternehmungen unterrichtet und um ihren mächtigen Beistand gebeten. Um dem Gebet um Hilfe besonderen Nachdruck zu geben, wurde den Geistern über die Beteiligung am Mahle hinaus vielfach ein besonders kostbares und begehrtes und mithin wirksames Opfer dargebracht - zum Beispiel ein Menschenopfer - und ihnen versprochen (gelobt), bei glücklichem Ausgang der Sache mit Dankopfern nicht kargen zu wollen. Man pries ihre Macht und Stärke, rühmte ihre großen Heldentaten und huldigte ihnen mit Gesängen und Tänzen, um sie zu erfreuen und gnädig zu stimmen. Im Vertrauen darauf, daß die Geister nicht nur durch ihre Unsichtbarkeit den Menschen überlegen seien, sondern auch mehr wußten als die Lebenden und sogar in die Zukunft zu schauen vermöchten, versuchte man schon frühzeitig, sie durch geeignet erscheinende Prozeduren zur Voraussage des eintretenden Erfolges oder etwaigen Mißerfolges zu bewegen. Die Vornahme eines solchen Totenorakels konnte dann zur Sitte der Totenbeschwörung und der gewissermaßen beruflichen Tätigkeit von Totenbeschwörern führen.

Mancher Raub oder Kriegszug mag durch einen ungünstigen Orakelspruch verhindert worden sein, mancher erfolgverheißende Orakelspruch sich aber auch als irrig erwiesen und zu schwerer Enttäuschung geführt haben. Es ist daher sehr begreiflich, daß die Auguren sich der Kunst befleißigt haben, ihre Aussprüche dunkel zu halten und verschieden interpretierbar zu machen. Wie sehr man sich auch den Geistern nahe und verbunden

fühlte, wie sehr man ihren Beistand erflehte und wie dankbar man ihnen gesinnt war, irgendwie wurde ihre Gegenwart oder Nähe doch als unheimlich oder bedrohlich empfunden. Daher pflegte man nicht zu versäumen, die Geister freundlich aufzufordern, sich wieder von dannen zu begeben und an ihre gewöhnlichen Aufenthaltsorte zurückzukehren, sobald man glaubte, daß sie nun wohl hinreichend gesättigt und befriedigt seien.

Ahnenfiguren und Fetischglaube

Wie im Abschnitt "Weiterleben als Seele oder Geist" die Entwicklung des Denkens dargelegt wird, so wird auch in der Folge das elementare Bedürfnis nach formgebender Anschaulichkeit die Menschen zu bildlicher und plastischer Darstellung der Geister geführt haben. Ebenso ist es in der ganzen Welt bei gewissen Stadien der Religionsentwicklung zur Anfertigung und ehrfürchtigen Behandlung von Ahnenfiguren oder anderen Gegenständen, mit denen man die Totengeister besonders verbunden glaubte, gekommen. In Afrika und Polynesien spielten und spielen die Ahnenfiguren, aus welchem Material sie auch gefertigt sein mögen, eine große Rolle.

An ihrer Statt haben die Chinesen bis heute die Seelentafeln, die Japaner die Seelenschreine, die Aschanti ihre Seelenstühle und die Indianer und manche anderen Völker ihre Totempfähle. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die in der Bibel oftmals erwähnten, später von den Priesern verfemten Teraphim nichts anderes als Ahnenfiguren gewesen sind, so sehr deren Sinn durch die Bibelübersetzungen auch verdunkelt worden ist. Das gleichfalls in der Bibel vorkommende Ephod gehört sicher zu derselben Kategorie. Alle diese Gegenstände haben gemeinsam, daß sie beim Opferwesen, beim Orakeln und bei sakralen Handlungen überhaupt verwendet wurden oder werden, daß man Gebete an sie, das heißt an die in ihnen wohnenden oder sonstwie verbundenen Geister richtet, vor ihnen Gelübde leistet und sie - um einen bisher bewußt vermiedenen Ausdruck zu gebrauchen - als "heilig" betrachtet.

Damit stehen wir vor dem religionsgeschichtlich hochbedeutsamen Fetischwesen, dessen Vorhandensein oder dessen Spuren (Rudimente) in allen Religionen und selbst im Christentum unserer Tage nachgewiesen werden können.

Wie phantastisch Ahnenfiguren und andere Fetische gestaltet sein mögen, wie abenteuerlich die dem Fetischwesen zugrunde liegende Denkweise uns auch erscheinen mag, man würde die Entwicklung der Religion nicht verste-

hen, wenn man Umfang und Bedeutung des Fetischwesens verkennen würde.

Solange und soweit man nicht gelernt hat, Religion nach den strengen Regeln der Wissenschaft zu betrachten, zu begreifen und zu erklären, solange und soweit man Religion in schlichtem Glauben hinnahm, über sie theologisierte oder philosophierte - und das heißt in weitem Umfange in Unkenntnis oder Mißachtung von Realitäten spekulierte und spintisierte und dabei in ein unentwirrbares Durcheinander von Mißverständnissen geriet oder geführt wurde - ist der Fetischismus überwiegend als greuliche Verwirrung des menschlichen Geistes oder als eine scheußliche Verführung durch den Satan angesehen oder hingestellt worden. Wir halten es daher für geboten, hier etwas länger und eingehender zu verweilen und uns insbesondere um eine terminologische Verständigung zu bemühen.

Unter einem Fetisch verstehen wir einen toten, künstlich hergestellten oder sonstwie vorhandenen Gegenstand oder auch ein lebendes Wesen, in dem ein Geist Platz genommen hat oder doch in inniger Verbindung lebend gedacht wird. Ausdrücklich möchten wir klarstellen, daß auch ein Tier ein Fetisch sein kann, denn nach dem Glauben afrikanischer Stämme leben zum Beispiel die Geister von Häuptlingen oder Königen besonders in Löwen oder Leoparden fort.

Inwiefern ein lebloses, aus Holz gemachtes Ding als Fetisch verwendet wurde, wollen wir am Beispiel der berühmt gewordenen Seelenstühle der Aschanti, einem Stamm in Westafrika (hauptsächlich in Ghana), klar zu machen suchen. Zu diesem Zwecke zitieren wir von Hugo A. Bernatzki das Folgende:

"Einen tiefen Einblick in die religiöse Welt der Aschanti vermittelt uns die Geschichte des heiligen Königsstuhles, von dem das Reich seinen Namen erhielt. Demnach wußte der listenreiche Zauberpriester Komfo Anotschi seinem König einzureden, daß er von dem Himmelsgott Onyame den besonderen Auftrag erhalten hätte, die Aschanti zu einer großen und mächtigen Nation zu machen. König Osai Tutu rief alle einflußreichen Persönlichkeiten nach Kumassi, und in Gegenwart einer riesigen Menschenmenge - so erzählt die Legende - schwebte unter allerlei wunderlichen Zeichen des Himmels ein hölzerner, mit Gold beschlagener Schemel auf einer Wolke hernieder und landete schließlich auf den Knien des Königs. Der große Augenblick war gekommen. Anotschi erklärte dem König und dem versammelten Volk, daß dieser heilige Stuhl die Seele der Aschanti beherberge und daß alle Kraft, Gesundheit, Tapferkeit und Wohlergehen des Aschantivolkes sich in diesem Stuhl befänden. Jetzt erteilte Anotschi dem König, den verschie-

denen Häuptlingen sowie ihren Müttern den Auftrag, sich einige Kopfhaare auszureißen, sich die Nägel der Zeigefinger zu schneiden und alles auf ein Häufchen zusammenzulegen. Man zerrieb die Haare und Nägel zu einem feinen Pulver und vermengte dieses mit einer Zaubermedizin. Nun tranken alle davon, den Rest aber gossen sie auf den heiligen Stuhl. Somit war der magische Bund geschlossen. Anotschi aber mahnte: 'Achtet auf den heiligen Stuhl und schützet ihn vor dem Feind! Denn wie ein Mensch kläglich zugrunde geht, wenn ihm seine Seele genommen wird, so würde auch, wenn dem Stuhl etwas Böses geschähe, das Aschantivolk darunter leiden müssen. Es würde erkranken und seine Lebenskraft verlieren.' Der Stuhl wurde zu einem Nationalheiligtum der Aschanti. Er soll auch niemals mit der Erde in Berührung gekommen sein, denn stets war eine Elefantenhaut unter ihm ausgebreitet. Die himmlische Herkunft verbot eine Berührung mit der Erde. Man erwies ihm königliche Ehren. Eigene Wächter umgaben das Heiligtum und hielten einen breiten Schirm über ihn. Mit Hilfe der magischen Gewalt des 'goldenen Stuhls' wurde, wie bereits erwähnt, das Nachbarreich Denkira im Jahre 1720 vernichtend geschlagen. Der König von Denkira, Ntim Gyakari, und seine Frauen wurden enthauptet, und die goldenen Fesseln, die der König trug, wurden ein Teil der Insignien des goldenen Aschantistuhles. Viele Aschantistühle tragen Fesseln um den mittleren Fuß. Sie haben die Seelen ihrer ursprünglichen Besitzer an den Stuhl zu ketten. Ferner schmücken Glocken aus Gold und Messing die Seiten der Stühle. Als die Engländer die Aschanti im Jahre 1896 unterwarfen, gaben die Aschanti lieber ihren König her als den goldenen Stuhl. Der König ging in die Verbannung, der goldene Stuhl verblieb im Reich, bis dann die Engländer am 28. März 1900 die Herausgabe des Nationalheiligtums von den Eingeborenen verlangten. Die Aschanti, in ihrer nationalen und religiösen Ehre dadurch auf das Tiefste betroffen, erhoben sich ein letztes Mal. Es kam zu einem fürchterlichen Blutvergießen.

Heute spielt eine Reihe ähnlicher Ahnenstühle eine große Rolle bei den verschiedenen Festen der Aschanti, so etwa bei den Adae-Festen. Dieses Adae-Fest, das zweimal in einem Zeitraum von 43 Tagen abgehalten wird, stellt eine Versöhnungsfeier der Geister der verstorbenen Klanahnen dar. Ihre Namen und Taten werden bei dieser Gelegenheit wieder in die Erinnerung der Leute gebracht, und die Gebete und Opfer sollen die Gunst der Ahnen erflehen. Die ein geschätztes Klanheiligtum bildenden Stühle der verstorbenen Herrscher sind in einem eigenen Stuhlhaus untergebracht. Dort stehen die vielfach schon morschen und zerbrochenen Ahnenstühle, geschwärzt von dem Blut der vielen Opfertiere, mit einem Tuch bedeckt. Dort

spricht der Hauptstuhlträger sein feierliches Gebet: 'Du meines Großvaters Geist, komm und nimm dir die geopferten Bananen! Lasse die Stadt gedeihen und mache die Frauen zu fruchtbaren Müttern und gebe Reichtum allen jenen, die diese Stadt bewohnen!' Unter tiefem Schweigen bestreicht nun der Hauptstuhlträger der Reihe nach die Stühle mit dem Blut der geopferten Hühner, und mit den Worten: 'Hier ist Fleisch; nimm und iß!' legt er einige Stückchen Fleisch auf die Stühle und gießt nun am Ende auch etwas Whisky über diese aus. Der Stuhl, der zu Lebzeiten seines Besitzers die engste Verbindung mit dessen Seele besaß, wird so nach dem Tode zu einem richtigen Altar, in den wieder einzugehen der abgeschiedene Geist bei bestimmten Gelegenheiten gebeten wird. Auch die Königinnenmütter und die Stuhlträgerinnen bereiten ihnen Opferspeisen. Ähnlich wie im Stuhlhaus des Königs finden auch hier die Opfer für die Ahnengeister statt. Den Rest der Opferspeisen legen die Stuhlträgerinnen auf einen Felsen oder einen Stein, denn sobald die Dunkelheit hereinbricht, setzen sich die Geister nach dem Glauben der Eingeborenen auf diese Plätze."

Es ist gewiß bedauerlich, daß man aus diesem Bericht nicht erfahren kann, wann und auf welche Weise die Aschanti zum Glauben an diesen Seelenstuhl gekommen sind und stattdessen mit einer "Legende" vorlieb nehmen muß. Seine Bedeutung dürfte aber dadurch hinlänglich klar werden, daß ausdrücklich zum Geist des Großvaters gebetet wird, dem zugleich auch Speise und Trank geopfert werden. Unserer Ansicht nach ist der Ahnenstuhl keinesfalls ein "richtiger Altar", sondern eindeutig ein Fetisch, "in den der abgeschiedene Geist 'einzugehen' gebeten wird". Auf dem Stuhl werden zwar Blut-, Speise- und Trankopfer dargebracht wie auf einem Altar, bei dem jedoch der Geist (oder Gott), dem geopfert wird, stets außerhalb desselben, wenn auch vielleicht in seiner Nähe, gedacht wird.

Wie tief der Glaube an die Macht der Ahnengeister in den Menschen wurzelt, läßt sich aus einem Gespräch entnehmen, das der amerikanische Schriftsteller Richard Wright zu Anfang der fünfziger Jahre mit dem ghanaischen Rechtsanwalt Dr. J. P. Danquah geführt hat. Wright berichtet in seinem Buch:

"Sie sind Christ?" fragte ich ihn, um auf ein anderes Thema überzugehen.

"Ja."

Ich war verblüfft.

"Aber ich habe Ihr Buch gelesen, 'The Akan Doctrine of God'. Sind Sie denn auch Heide?"

"Ja", antwortete er.

"Sehen Sie keinen Konflikt zwischen den beiden Religionen?"

"Nein, ganz und gar nicht. Ich gehe in die Kirche und diene Gott, und dann gehen ich in das Stuhlhaus und bete zu meinen Ahnen."

Zusammenfassung

Die mit der Betitelung: "Seelen- und Geisterglaube" im Vorstehenden dargelegten Erkenntnisse über die einzelnen Phasen der Entstehung von Religion sind Schlußfolgerungen im besonderen aus den erkannten unanfechtbaren Tatsachen der systematisch betriebenen Völkerkunde.

Diese Kunde hat uns gelehrt, daß es Religionen gibt, die keinen Gott kennen. Die Anhänger solcher Religionen dienen und opfern den Geistern der Toten, insbesondere ihren Ahnen, in einer Weise, wie andere Stämme es gegenüber ihren Göttern tun, sie beten zu den Ahnen, bringen ihnen Opfer, singen und preisen ihre Macht, schaffen Ruhe von der Schwere ihres Lebens durch Begräbnis oder Feuerbrand, alles dies in verschiedenen Formen, aber prinzipiell doch im gleichen Sinne.

Manchen Geistern werden Verehrung, Lob und Preis, vor allem aber Opfer in besonderem Maße dargebracht, den Geistern jener Menschen nämlich, die sich im Leben durch Heldentaten, Reichtum, hohe Rangstellung und zahlreiche Anhänger, als Häuptlinge, Gaugrafen oder Könige hervorgetan haben oder wegen ihrer Grausamkeit Angst und Schrecken hervorriefen.

Die Weiterentwicklung, das "Zum-Gott-Werden"

Mit der Zeit entwickelte sich das "Zum-Gott-Werden" der sich vorgestellten angenommenen Geister. Diese Gottwerdung wurde begünstigt, sobald sich die Anfänge eines Priestertums herausbildeten (Schamanen, Medizinmänner, Zauberer oder Regenmacher). Da wo sich viele Stämme entwickelten, die zu Königreichen durch friedliches Zusammenwachsen oder durch kriegerische Gewalthandlungen entstanden, wurden die Seelen der toten Könige zu Heroen oder Göttern. Bald auch machten sich "erfolgreiche" Könige selbst zu Göttern und wurden nach ihrem Tode weiterhin als Gott kultartig verehrt. Dieses ist die Stufe der Vielgötterei, des Polytheismus.

Aus der Stufe des Polytheismus führte das Ausschließlichkeitsdenken durch Mission oder Zwang und Gewalt zur Eingottvorstellung, dem Monotheismus.

Zum Unterricht

Nach dem didaktischen Grundsatz, im religionskundlichen Unterricht - wie im mathematischen, physikalischen, chemischen, sprachlichen - vom Leichtverständlichen zum Schwerverständlichen sowohl bei der Stoffauswahl und der Stoffanordnung als auch beim Unterricht fortzuschreiten, ist es geboten, mit den einfachen Religionsformen zu beginnen, also mit Religionen, die zwar untereinander verschieden sind, aber noch keinen Gottesglauben aufweisen, das heißt reiner Geisterglaube sind. Kurz gesagt, ergibt sich folgendes Schema:

I. Seelen- und Geisterglaube

II. Vielgötterei (Polytheismus)

III. Eingottglaube (Monotheismus)

ISBN 3-9802799-2-8